

Das erste Todesurteil

Autor(en): **Ohorn, Anton**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **2 (1898-1899)**

Heft 1

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661114>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Welche Flut von Siegern und Besiegten, von Herren und Knechten sah dieser Boden! Wann wird wohl dem gelobten Lande die Erlösungsstunde schlagen aus Knechtschaft, Mißwirtschaft und Verfall? Seit 40 Jahren sickern langsam der Sauerteig westlicher Zivilisation, europäischer Bildung, das Ferment eines werktätigen, hilfreichen Christentums in die erstarrten toten Massen des Islams. Kirchen, Schulen, Mhyle, Spitäler, Fabriken, Banken und Handelshäuser, Beslinc, Gründungen aller Art, Eisenbahnen und Telegraph erstehen bald da, bald dort, und trotz allem geheimen und offenen Widerstande der unfähigen Regierungen der orthodoxen Muslims gedeihen diese Schöpfungen und breiten sich aus gleich grünenden Dasen in der Wüste. Das ist der ideale und sichere Weg, wie Christentum und Gesittung des Westens die Barbarei und Unkultur des Ostens besiegen und verdrängen werden, können, und müssen!

Als wir spät in der Nacht das Deck verließen, um die Kajüten aufzusuchen, grüßte das Licht des Leuchtturms vom Karmel wie ein verheißender Stern zu unserm einsamen Schiff herüber. Durch Nacht zum Licht! wird sich einst auch an diesem gesegneten Land bewahrheiten.

Aphorismen.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Der Zufall ist die in Schleier gehüllte Notwendigkeit.

Andre neidlos Erfolge erringen sehen, nach denen man selbst strebt, ist Größe.

Je mehr du dich selbst liebst, je mehr bist du dein eigener Feind.

Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen.

Das erste Todesurteil.*)

Nachdruck verboten.

Von Anton Dorn.

Vom Schloßturme wehte die Fahne in den Landesfarben und verkündete dem kleinen Städtchen, das sich im Talgrund hinzog, die Anwesen-

*) Der Gegenstand dieser Erzählung, die wir mit der freundlichen Erlaubnis des Verlages und des Verfassers der vortrefflichen Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ ent-

heit des jungen Königs. Aus dem Lärm und Treiben der Residenz hatte er sich hieher in stille Zurückgezogenheit begeben, um sich der Trauer zu widmen um seinen vor kurzem plötzlich verstorbenen Vater, dem er, der Ferne, nicht einmal die Augen hatte schließen können, und um kurze Rast zu halten von den weiten Reisen in einem fremden Erdteil, von welchem er erst seit vierzehn Tagen zurückgekehrt war, um die schwere Bürde fürstlicher Pflicht auf die Schultern zu nehmen.

Es war in den Morgenstunden. Der heiße Strahl der Sommer-sonne lag sengend über dem grünen schattigen Park und blinkte auf den weißen Mauern des Schlosses, um das es ringsumher so still war, daß man nur das Plätschern der Fontäne vernahm, die ihren glitzernden Strahl tönend in das Marmorbassin zurückfallen ließ. Kein Schritt — außer jenem der Posten, die langsam vor dem Portale auf und nieder gingen, kein lebendes Wesen sonst, als ein schläfriger Lakai, der an einem Seitenpförtchen lehnte, und ein stattlicher Neufundländer, der sich lang auf dem Kieswege ausstreckte und in die Sonne blinzelte.

Es lag ein Wetter in der Luft.

Der junge Regent befand sich in seinem Arbeitszimmer. Der durch Markisen abgedunkelte Raum war kühl und behaglich, weit und hoch und wie durchweht von feinem Blumenduft. Der König saß vor dem reichgeschmützten Arbeitstische, der mit Büchern und Papieren bedeckt war, und hielt das große schöne Auge dem weißhaarigen Herrn zugewendet, welcher eben durch die Portiere eingetreten war. Derselbe war im Salonzuge und trug in der weißbehandschuhten Linken eine dunkle Ledermappe.

Freundlich hatte der junge Fürst dem ehrfurchtsvollen Gruße gedankt und den alten Herrn durch eine huldvolle Handbewegung eingeladen, sich auf einem nahestehenden Fauteuil niederzulassen.

„Haben Sie mir etwas von besonderer Wichtigkeit vorzutragen, mein lieber Geheimrat? Sie machen ja ein so ernstes Gesicht.“

Das Antlitz des weißhaarigen Mannes nahm einen seltsamen, fast feierlichen Ausdruck an, und dem Monarchen tief in die Augen blickend, sprach er mit verschleierter Stimme: „Ich habe Euer Majestät ein Todesurteil vorzulegen!“

Tieffille war's in dem Gemache — man hörte nur den Pendel-schlag der kostbaren Uhr, die auf der Marmorkonsole neben dem Arbeits-

nehmen durften, hat auch für die Schweiz aktuelles Interesse. Auch bei uns hat der König — das souveräne Volk — Todesurteile zu unterschreiben. Wann dringt endlich die Erkenntnis durch, daß die Welt durch Rohheit nicht besser wird, daß Verbrechen durch neuen Mord nicht verhütet werden, wenn dieser auch mit dem Richtschwerte des Staates begangen wird?

tische stand, dann ein tiefes Atemholen des Königs, der sich langsam in seinen Sessel zurücklehnte und darauf mit gesenktem Blicke ruhig sprach:

„Berichten Sie mir das Nähere über den Fall!“

Und der alte Geheimrat begann mit seiner milden, klaren, ins Herz gehenden Stimme:

„In L . . . lebte der Schlossermeister Johann Richter, ein unbescholtener, schlichter Mann. Sein Weib war gestorben, und sein einziges Kind, ein Mädchen von achtzehn Jahren, führte ihm das Haus. Bei einem Volksfeste lernte dieselbe der junge Kaufmann Werner Ziegler, der Sohn der Großhändlers Ziegler aus **burg, kennen.“

Der König nickte leise mit dem Kopfe, als wollte er damit andeuten, daß ihm nun der Fall erinnerlich sei, und der Geheimrat fuhr fort:

„Der junge Mann wußte unter den mannigfaltigsten Vorwänden das Haus Richters zu besuchen und mit dem Mädchen zu sprechen, und bald entstand hinter dem Rücken des Vaters ein heimlich' Einverständnis der beiden, das schriftlich wie mündlich gepflegt ward. Dabei soll Ziegler nach der Aussage des Mädchens, die er freilich als unwahr erklärte, ihr wiederholt die Ehe versprochen und nur mit Rücksicht auf seine franke Mutter, die er nicht aufregen wollte, die offene Werbung verzögert haben. Solcher Verkehr dauerte mehrere Monate, bis eines Tages die öffentlichen Blätter die Verlobung Werner Zieglers mit einer Baroness von Jmmen-
thal anzeigten. Da war das Mädchen wie wahnsinnig in das Haus des Großkaufmanns gekommen, aber man ließ sie nicht vor, sondern gab ihr durch einen Diener eine Summe Geldes, welche sie demselben jedoch vor die Füße warf.

An diesem Tage aber gingen auch dem Schlosser Johann Richter die Augen auf, und weinend und verzweiflungsvoll gestand das Mädchen alles — ihre Leichtgläubigkeit und ihre Verirrung, und am Abend desselben Tages zog man ihre Leiche aus dem Wasser.

Vier Wochen später feierte Werner Ziegler seine Hochzeit in **burg. Als die Wagen vor der Kirchthüre anfuhr, hatte sich viel neugierig Volk versammelt, um das Brautpaar zu sehen. Auch Richter war aus dem nahen L . . . herübergekommen und stand ruhig, wie berichtet wird, unter der Menge hart am Eingange des Gotteshauses. Da rollte der Wagen mit dem Brautpaar heran, der Diener öffnete den Schlag und das Paar wollte eben Arm in Arm die Vorhalle der Kirche betreten, als das Volk, wie es schien, näher herandrängte und Richter unmittelbar vor dem Bräutigam einen Hammer aus seinem Gewande zog und ihn mit den Worten: „Das ist für meine Tochter!“ blitzschnell auf den Kopf Zieglers nieder-

saufen ließ, so daß dieser lautlos zusammenbrach und sein Blut das weiße Kleid der Braut bespritzte. Ziegler war augenblicklich tot, der Mörder aber warf den Hammer weg und ließ sich ohne den geringsten Widerstand verhaften, hat auch erklärt, daß er nach ruhiger und reiflicher Ueberlegung kaltblütig und klaren Geistes die Tat begangen habe und sie nicht bereue. Der starre, finstere Mann erklärte: „Das Gesetz kann mir kein Recht verschaffen gegen den, der mir mein Kind gemordet, so hab' ich mir's selbst verschafft, denn es heißt: Aug um Auge, Zahn um Zahn!“ — Das war seine ganze Verteidigung, und so konnte der Gerichtshof nach bestehendem Recht kein anderes Urteil fällen, als das ich Eurer Majestät hiemit vorzulegen die ernste Pflicht habe.“

Der Geheimrat hatte ruhig, ohne jede Erregung und ohne jeden subjektiven Farbenton in der Darstellung oder in der Stimme gesprochen, nun legte er aus seiner Mappe ein Schriftstück vor den Fürsten hin. Der lag noch immer zurückgelehnt in seinem Sessel und starrte empor nach dem vergoldeten Stuck des Plafonds und schwieg, und abermals hörte man nur das Ticken der Uhr. Die Sonne war hinter eine Wolke getreten, das weite Gemach erschien dunkler, wie ein Schleier lag es über den Augen und über der Seele des Königs.

„Das erste Todesurteil!“ sprach er wie für sich — „Leben und Tod in meiner Hand, gleichwie in der der Gottheit!“

Ein leichter Schauer ging durch seinen Leib, dann schüttelte er die Erregung ab und sah wieder klaren Auges nach dem alten Manne, der regungslos vor ihm saß.

„Was ist Ihre Meinung über diesen Fall, Helfinger?“

„Majestät, ich bin Vater und habe ein einzig Kind noch, ein Mädchen von achtzehn Jahren, das ich unsäglich lieb habe —“

Die Stimme des Geheimrats zitterte leicht und der König sagte: „Ich verstehe. Sie meinen, Ihr Herz könnte mitsprechen und Partei nehmen — ich danke Ihnen für diesen aufrichtigen Hinweis. — Lassen Sie mir das Schriftstück hier, ich will mit mir selbst zu Räte gehen.“

„Liegt noch etwas Wichtiges vor?“

„Nichts von besonderer Dringlichkeit, Majestät!“

„Dann verschieben wir das Weitere, ich bin nach dieser Vorlage nicht in der Stimmung, Nebensächliches zu erörtern.“

Der König erhob sich, im gleichen Augenblick mit ihm der Geheimrat; eine gnädige Handbewegung des Fürsten, ein kurzes huldvolles Wort, dann eine tiefe Verbeugung des alten weißhaarigen Herrn — und lautlos fiel hinter letzterem die Portiere nieder. Aber ihm war's, als klänge an sein Ohr noch einmal das Wort: Leben und Tod in meiner Hand!

Der König war ans Fenster getreten und hatte mit raschem Griff die Markise emporgezogen. Hell fiel der einbrechende Lichtstrahl auf sein schönes, edles, von dunklem Haar umrahmtes Gesicht und umflutete die hohe, schlanke Gestalt in dem schlichten hellgrauen Gewände. Wetterwolken waren am Himmel aufgestiegen und wälzten sich mit unheimlicher Schnelle schwer über das lichte Blau; der Wind erhob sich bereits und rauschte durch die Baumkronen im Parke und trieb den glänzenden Strahl der Fontäne, in tausend Tropfen ihn zerstäubend, seitwärts gegen das Schloß. Der junge Fürst aber war nicht bei der Natur und den Elementen, an seinem geistigen Auge gingen noch einmal die Bilder vorüber, welche der greise Rat geweckt hatte — das verlassene verzweifelnde Mädchen, der zum Tod getroffene Bräutigam an der Kirchenschwelle und der fürchterliche Rächer seines verrathenen Kindes, der todestro pige Vater.

Fernher grollten die ersten Donner des heranziehenden Gewitters, und mit langsamen, schweren Schritten ging jetzt der junge Fürst durch die Reihe der Gemächer und Säle, die an sein Arbeitszimmer sich angeschlossen, und während sein Fuß ihn lautlos über die weichen Teppiche führte, arbeitete seine Seele und ängstigte sich vor dem Gefühle der Verantwortung, die auf sie gelegt war. Mit redlichem Willen und mit heiligem Ernste hatte er den Thron seiner Väter bestiegen, beseelt von jener heißen Gerechtigkeitsliebe, die ohne Ansehen der Person waltet, und die ihm als der erste Grundpfeiler des Staates galt. *Fiat justitia, pereat mundus!* Es walte Gerechtigkeit, und wenn die Welt darob zu Grunde ginge — das hatte sein alter, hochverehrter Lehrer ihm eingepägt, das hatte er sein ganzes junges Leben hindurch geübt, ohne jemals zu zaudern, oder zu überlegen, heute aber schien ihm die Hand gebunden, die mit einem Federzug das Recht bestätigen sollte, das sein Gerichtshof nach weiser Erkenntnis der Gesetze gesprochen hatte.

Das erste Todesurteil! Darin lag's. Mit höchster Spannung mußte das Volk dieser ersten Entschließung seines Königs entgegensehen, ob er dem Rechte seinen Lauf lassen, ob er von seiner Begnadigungsbefugnis Gebrauch machen werde. Wenn er das Urteil bestätigte, würde man ihn nicht für hart und blutgierig halten? Wenn er begnadigte, würde man nicht seine Milde mißdeuten als laue Gerechtigkeit und würde sie nicht vielleicht dem Bösen und Verbrecherischen gar Vorschub leisten? Welche Folgen wären die minder schweren, was käme dem Volke mehr zu Nutzen? — Es wollte ihm scheinen, als ob es besser sei, den Spruch des Gerichts zu Recht bestehen zu lassen, und langsam trat er heran an seinen Arbeitstisch, tauchte die Feder in das Tintenfaß und hob die Hand, während sein Auge noch einmal mechanisch das Urteil überflog.

Da flammte der erste leuchtende Blick herein in das Gemach, sein fahler, grünlicher Schein zuckte über das verhängnisvolle Papier, als hätte der Himmel selbst einen Riß hindurchmachen wollen, und der König legte die Feder nieder und trat wieder an das Fenster. Das Gemitter war mit aller Macht ausgebrochen, die alten Rüstern stöhnten und knarrten, und aus ihren grünen Kuppeln goß der Regen nieder und legte sich wie ein grauer, flüssiger Schleier über den Park. Einige Augenblicke vergaß der junge Fürst die Bedrängnis seiner Seele und sah hinein in die spielenden Blicke und lauschte der machtvollen Wettersymphonie, wenn sie mit des Donners Orgeltönen einsetzte.

Dann begann er aufß neue seine Wanderung durch die matterhellste Reihe der Brunngemächer und erwog genauer die einzelnen Umstände der graufigen Begebenheit, die zu ihm um Sühne schrie.

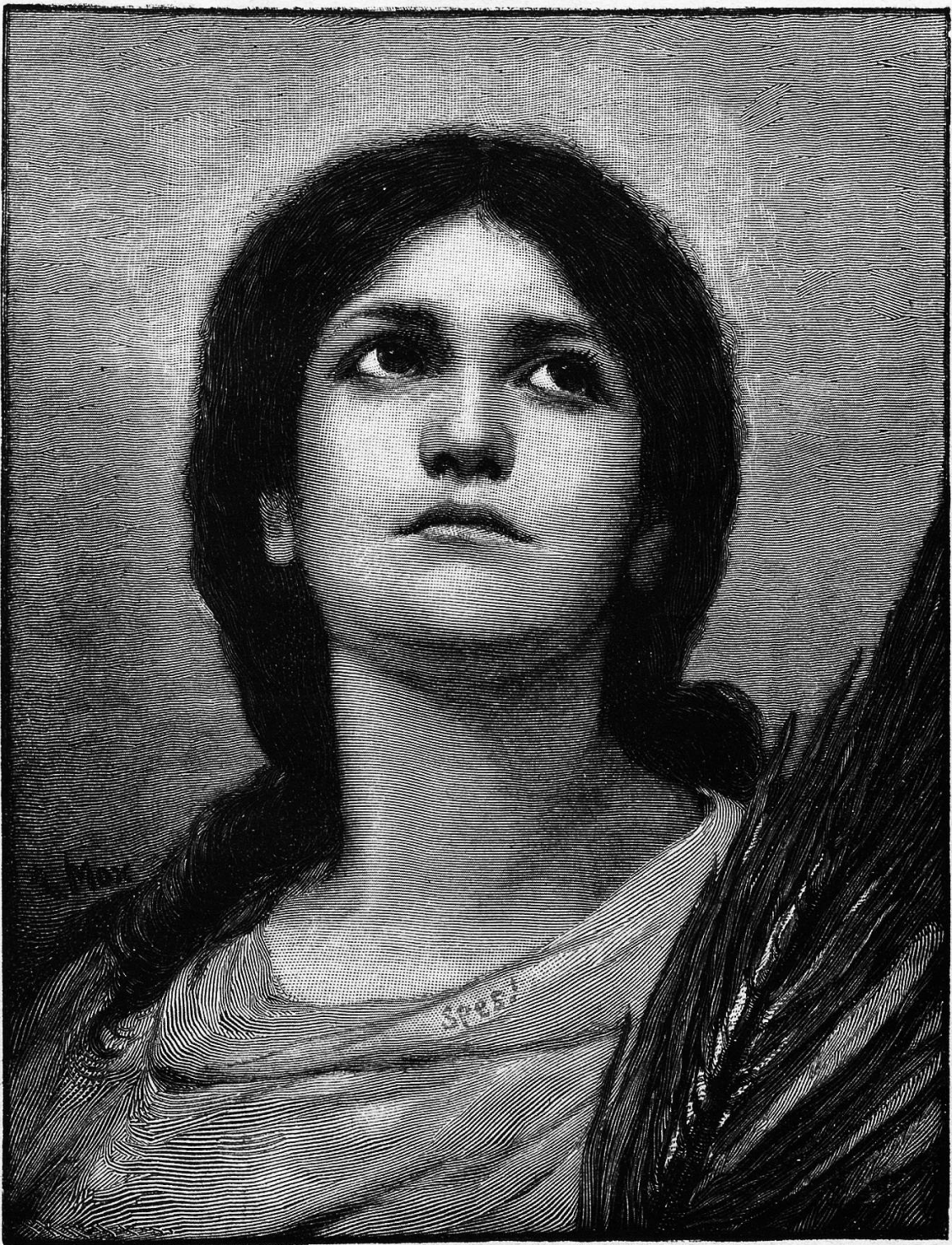
Ein alter Vater und sein einziges Kind, das er so unsäglich lieb hatte, wie der alte Geheimrat von Helfinger seine Tochter; dies Kind entehrt, verzweifelnd und in den Tod gejagt, freventlich geopfert von Leichtsinn, Uebermut und Sinnesrausch — und für all das keine Sühne vor dem Gesetz und keine Genugthuung. Der Verführer in Glück und in Ehren, das unselige Mädchen tot und der alte Vater allein ohne Freude und Hoffnung, ohne Licht und Stern, ohne Hilfe und Schutz. Dagegen: — hatte das Mädchen nicht die Schuld, daß sie hinter des Vaters Rücken das verderbliche, sündhafte Verhältnis gepflegt? Hatte ihr Entgegenkommen, ihre Eitelkeit, von dem reichen, angesehenen Kaufherrsöhne geliebt zu sein, vielleicht ihn nicht erst kühner gemacht, so daß er nahm, was ihm geboten ward? Mußte sie nicht selbst einsehen, daß sie nach Lebensstellung und Vermögen nicht für ihn paßte und darum zurückhaltender sein? — Hart und grausam war's, wie er sie täuschte, aber ohne Schuld war wohl auch sie nicht. — Und hat Ziegler sie in den Tod gejagt oder das eigene Schuldbewußtsein — wer mag's entscheiden? Der Vater selbst konnte das nicht, er war Partei — trotzdem machte er sich zum Richter und zum Rächer, hat nach reiflicher Ueberlegung, mit raffinirter Berechnung, mit kaltem Blute, im Momente des höchsten Glücks den Bräutigam an der Seite der Braut niedergeschlagen. Ja, wär's ein Akt der Raserei gewesen und hätte er den Mord begangen am Tage, da man ihm die Leiche der geliebten Tochter, riefend von der tödtlichen Flut, ins Haus trug!

Wie hatte der Mann bei seiner Verteidigung gesagt? — „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“ Dann heißt's wohl auch: „Leben um Leben?“

Die Brust des Herrschers hob und senkte sich mächtig, schneller trug ihn sein Schritt hin und her, und die Augen hasteten auf dem glänzenden Parkett des Fußbodens.

Das Gewitter draußen war verrauscht, heftig aber schnell, ferner grollte schon der Donner, heller ward es unter den Bäumen des Parkes und in den Gemächern des Fürsten, und schüchtern wie ein Gnadenblick des Himmels stahl sich ein heller Sonnenstreif durch die hohen Fenster. Der König hob sein Antlitz empor, und wie er aufschaute und hinausfah nach dem freundlichen blauen Himmelsstreifen, der zwischen dem zerfetzten Wolkenzug herausleuchtete, da flehte er in tiefster Seele: „Gib mir ein Zeichen, du ewiger Herr über Tod und Leben, auf daß ich nicht verwalte was deines Amtes ist und deinen Geist darin verfehle!“

Nun streifte sein Blick die Wand entlang über die Reihe der trefflichen Gemälde, die aus schweren, breiten Rahmen niederschauten, und sein Auge leuchtete auf, als hätte der Himmel ihn erhört. Er trat näher heran an eines der Bilder, welches der Pinsel eines hochbegabten zeitgenössischen Meisters geschaffen, und das der verstorbene König gekauft hatte. Es war ein Nachtstück. Aus zerrissenen grauen Wolken lugte die halbe Mondsichel und warf ihren fahlen, dämmernden Schimmer über den dunklen Föhrenwald und blinkte auf dem schwärzlichen Gewässer eines kleinen Weihers, an dessen Ufer lichter Schilfrohr sich träumerisch wiegte. Ein grauer, bemooster Felsblock lag im Vordergrund und hart dabei die Leiche eines jungen Mannes in Jägertracht. Das bleiche, schöne, doch todverzernte Antlitz war dem Monde entgegengewendet, und auf seinen Zügen stand eine Geschichte von Lebenslust und Genußfreudigkeit geschrieben, von Reichthum und Erdenglück. Das war kein Weidmann von Beruf; die ungebräunten Wangen, die feinen Hände mit den blitzenden Ringen, die zierlich gekräuselten Kopf- und Barthaare ließen es, abgesehen von der Feinheit und Eleganz seines Jagdanzugs, deutlich erkennen, daß er wohl eher der Herr des Forstes war, der am Morgen, ehe der Tag begann, auszog zur Auerhahnbalz und nicht wieder heimkehren sollte. An stiller traulicher Waldesstelle hat ihn das Blei des Wilderers gefällt, der, mit gekreuzten Armen über ihm stehend, in sein blasses, kaltes Gesicht sieht. Die Figur des alten, grauhaarigen Mannes ist meisterhaft, wie er in seinem schäbigen Gewande, den zerknitterten dunklen Filzhut aus der Stirn gerückt, mit dem einen vorgestemmtten Fuße auf die Büchse des Erschossenen tritt, als ob er jetzt noch fürchte, daß die tote Hand danach greifen könnte, während die eigene Waffe am linken Arme hängt. Das gebräunte Gesicht mit den grauen Augensternen und den buschigen weißen Brauen darüber spiegelt in grauenhafter Deutlichkeit die Empfindungen ab, die ihn erfüllen: Scheu, weil er ein Verbrechen begangen, und Triumph, daß er es vollbracht. Hier hatte die Kunst des Meisters das Höchste geleistet, und nie hatte der junge König das so verstanden wie in diesem Augenblicke.



„Hoffnung.“
Nach einem Gemälde von Max.

Er las eine Geschichte aus diesem Bilde, und es war, als ob sie der alte Geheimrat in seiner objektiven, ruhigen Art ihm vortrüge, eine Geschichte von dem reichen, leichtfertigen Gutsherrn, der das einzige Kind des armen Häuslers elend gemacht und in den Tod gejagt hat, so daß dieser die Kugel, die dem Rehbock gelten sollte, ins Herz des Mannes schoß, den er haßte, und den er vielleicht an derselben Stelle niederstreckte, wo sein Kind zuerst den lockenden Schmeichelnworten des Verführers gelauscht hatte. Es war, als stöhne es zwischen den zusammengepreßten Lippen des Alten hervor: Aug' um Auge, Zahn um Zahn!

Den jungen König faßte es wie ein leises Grauen an, als jetzt das Sonnenlicht über das Bild flatterte und auf dem Antlitz des Mörders hin und her zitterte, so daß es aufzuleben und sich grinsend zu verzerrn schien. Die grauen Augen leuchteten auf wie die des Raubtiers, schärfer trat der Hohn hervor um den Mund, das böse Gewissen Rains sah aus diesen Zügen, und das bleiche Antlitz des Toten rief, zum Himmel gewendet, um Gerechtigkeit.

„Gerechtigkeit!“ sagte laut der junge Herrscher, und da er es ausgesprochen, erschrak er beinahe vor dem Vollklang der eigenen Stimme. Aber er richtete sich hoch auf, langsam weiter schreitend, sprach er: „Fiat justitia et pereat mundus!“ und so trat er an den Arbeitstisch, tauchte abermals die Feder in das Tintenfaß und setzte mit fester Hand seinen Namen unter das Todesurteil.

Es war geschehen, aber die Unruhe, welche ihn einmal erfaßt hatte, wollte noch nicht von ihm weichen. Er griff nach einigen Blättern, welche auf einem Seitentische lagen, und wendete mechanisch ein Blatt nach dem andern, ohne daß ein Titel oder ein Bild ihn hätte besonders fesseln können. Ein leises, unbewußtes Lächeln umspielte nur einen Augenblick seine Lippen, wenn er seinem eigenen Antlitz begegnete, das doch so ganz anders dreinschaute, als hier auf dem Papier. Das war sein Gesicht vor Jahresfrist gewesen, da er noch schlank, schwächlich und blaß war. Seitdem hatte die Sonne Afrikas ihn gebräunt, der Wind der Sandwüste ihn sehniger, körperliche Anstrengung ihn kräftiger gemacht, und die Oberlippe schmückte ein zierlicher dunkler Bart, über welchen jetzt mechanisch seine schlanken Finger hinglitten.

Unruhiger war er wieder aufgestanden und an das Fenster getreten. Er öffnete den Schieber an demselben, ein milder Lusthauch wehte herein, duftig wie frische Rosen, und drunten im Garten um die Fontäne blühte es hundertfältig, purpurdunkel, zartrot und blendend weiß, und die grünen Blätter dazwischen flimmerten im Glanze der letzten auf ihnen noch ruhenden Regentropfen. Da zog es ihn hinaus. Er klingelte, ließ sich von

dem Kammerdiener seinen leichtgrauen Filzhut geben und ging auf einer Seitentreppe hinab. Bei dem Pförtchen, an welchem der schläfrige Lakai gelehnt hatte, trat er ins Freie und wendete sich seitwärts in die dichten, belaubten Wege, die abwärts führten gegen das Städtchen. Fröhliches, silbernes Mädchenlachen schlug an sein Ohr, und der Klang hatte etwas so Liebliches und Wohlthuendes, daß es ihn in die Nähe zog. Der ausgedehnte, herrliche Park war für jedermann offen, auch wenn der König auf dem Schlosse weilte — so hatten es alle Regenten des Herrscherhauses gehalten — und darum bewegte sich der einzelne hier ganz zwanglos. In den Nachmittagsstunden waren die schattigen Laubengänge viel besucht, zumal von Einheimischen, vormittags aber verkehrten hier meist durchreisende Fremde, welche der Ruf dieser schönen Anlagen lockte. Heute hatte das Gewitter manchen fortgetrieben, und keinem einzigen Menschen war der junge Fürst noch begegnet.

Netzt stand er, von grünem Gebüsch noch verdeckt, vor einem freien kiesbedeckten Plage, in dessen Mitte eine herrliche, weitästige Blutbuche aufragte, deren gewaltigen Stamm eine Rundbank einschloß. Die Sonne warf glänzende runde Kringle auf den Sand, wie blinkende Goldstücke, und darüber weg fuhr ein kleines Wägelchen, das ein etwa zwei Jahre altes Kind zog unter fröhlichem Jauchzen. Der Kleine war nicht vornehm, aber ungemein sauber gekleidet, blonde Ringellöckchen umrahmten das rosige, lustige Gesichtchen, und die kleinen dicken Beine strampelten vergnüglich, als ob sie einem zierlichen Pony angehörten. Die Zügel dieses zweibeinigen Pferdchens aber lagen in der Hand eines Mädchens von 17 bis 18 Jahren, das fröhlich mit dem Kinde schäkerte und lachte, den Kleinen dann wieder emporhob auf ihre Arme und trotz seines Strampelns herzlich abkühlte.

Das kleine Genrebild mit seiner lebensvollen Schönheit fesselte den König ungemein, und die Züge dieses freundlichen Mädchengesichts machten auf ihn einen seltsamen Eindruck. Es war offenbar nur das Kind eines schlichten Handwerkers, aber es lag über ihrer ganzen Erscheinung eine geradezu feusche Weihe und Anmut. Ein mildes, unschuldvolles Madonnenantlitz, ein wundersam klares Auge, eine weiße, schöne Stirn, um welche wie ein Kranz das braune Haargeflecht sich wand, dazu ein schlichtes, hellfarbiges Kattunkleid mit dunklerem Schürzchen darüber — der König wußte selbst kaum, wie es kam, aber so mußte er sich das unselige Kind Johann Richters denken. Und ein solches Kind in Elend und Schmach und Tod gejagt sehen — welchen Vater sollte es nicht in tiefster Seele mit heißem Ingrimm erfüllen und mit unauslöschbarem Haß gegen denjenigen, der ihm diese Blüte in ihrer Reinheit und Schönheit geknickt!

Eine seltsame Erregung erfaßte den Fürsten; heiß stieg es ihm aus dem Herzen und flutete in die Wangen — wenn er doch zu voreilig das Todesurteil unterschrieben hätte? — Wenn es nicht ein Wink des Himmels gewesen wäre, der seinen Blick auf das Bild des mörderischen Wilderers gerichtet hätte, sondern ein bloßer Zufall — wenn der Himmel vielmehr ihm jetzt erst einen Wink geben wollte, indem er gleichsam lebensvoll eine Gestalt aus dem fürchterlichen Drama ihm vor Augen stellte?

In seiner Aufregung hatte er einen raschen Schritt nach vorwärts getan, das Mädchen brach mitten in seinem silbernen Lachen ab und wandte sich errötend und grüßend nach ihm her, er aber kehrte sich rasch um, denn er wünschte nicht, erkannt zu werden und so das unbefangene, heitere Spiel zu stören, und trat zurück in das Gebüsch, das hinter ihm zusammenrauschte.

Langsam ging er den schattigen Buchengang entlang, dem er sich zugewendet hatte, und in seinem Ohr klang das helle, unschuldvolle Lachen noch immer nach. An Margarete dachte er jetzt, und wie sie in Marthens Garten Faust so herznah von dem kleinen Schwesterchen erzählt . . .

So ward's mein,

Auf meinem Arm, in meinem Schoß

War's freundlich, zappelte, ward groß.

Das Mädchen dort in seinem hellen Kattunkleidchen mußte ein ebensolches vertrauendes, reines Kindergemüt besitzen, das, weil es selbst die Lüge nicht kennt, so leicht zu belügen und zu betrügen ist, und die Tochter Johann Richters war wohl ebenso gewesen. Ist's da nicht ein schweres Verbrechen, in diesen Seelenfrieden wie ein Raubtier einzubrechen, den Himmel in der jungen Brust zu vernichten? — Ist das nicht auch ein Mord, fürchterlicher als der, mit der Hand begangen wird? — Auf Leiblichem Mord steht der Tod, und auf dem Mord der Seele? — Hätte der Vater, der hier Justiz geübt, nicht doch eine Entschuldigung für seine Tat?

Wieder stieg die Glut aus dem Herzen dem jungen König nach der Stirne, langsamer wurde sein Schritt, wie der eines müden Mannes, und die Beängstigung seiner Seele legte sich bleiern auch auf seine Glieder. Schwer ließ er sich auf einer Ruhebank nieder im Schatten zweier Eichen und sah hinab auf das Land, das sich frei und weit unter ihm dehnte, bis wo fern am Horizonte die blaue Bergkette den Blick abschloß. Vor ihm lag die kleine freundliche Stadt mit ihrem gotischen Kirchturm und dem hochaufragenden Staffelgiebel des altertümlichen Rathauses, und aus dem Grün der Gärten und Anlagen lugten die weißen Häuser mit den

spiegelnden Scheiben. Hier wohnten still und friedlich einige tausend Menschen, manches Glück und wohl auch viel Leid, aber mit jedem, auch dem ärmsten, hätte der Fürst in diesem Augenblicke getauscht, denn auf keiner Seele da unten lag die Verantwortung für ein Menschenleben. Und wieder wandte der König den Blick empor zu den flimmernden weißen Wölkchen, die langsam durch den blauen Grund zogen, und seine Seele flehte aufs neue: „Herr über Tod und Leben, gib mir ein Zeichen, ob ich recht getan, wenn ich mit einem Federzuge einem der Geschöpfe das Leben raube, das du ihm gehaucht!“

Da kam den Weg aufwärts ein junger Mann, offenbar den besseren Ständen angehörig. Er lüftete, da er näher kam, grüßend seinen Hut, warf einen Blick hinunter auf das schöne Landschaftsbild und mit einem höflichen: „Ist's gestattet?“ ließ er sich neben dem König auf der Bank nieder.

Dieser erwiderte den Gruß des Fremden und streifte ihn dabei mit einem raschen Seitenblick; er sah ein nicht unschönes, aber blasirt dreinschauendes Gesicht mit matten Augen und farblosen Wangen, das auch nicht auflebte unter dem Eindruck des freundlichen, sonnigen Bildes, an welchem der König selbst sich doch stets aufs neue wieder erfreute. Letzterer nahm nun das Wort.

„Ist das nicht ein anmutiges Fleckchen Erde mit seinem freien, weiten Blick hinein in die helle, lachende Gotteswelt?“

„Es ist nicht übel,“ sagte darauf der andere, „aber man muß bescheiden in seinen Ansprüchen sein und darf nicht die Reize Italiens und der Alpen gesehen haben.“

„Ich meine, daß sich selbst dann noch manches findet, was auch diesem Bilde Schmuck und Wert verleiht, vor allem atmet es den Zauber, den nur die Heimat besitzt, und der dem armen Nordländer seine Eisfelder herrlicher erscheinen läßt, als die Wunderwelt des sonnigen Südens. Sind Sie ein Landeskind?“

„Freilich wohl, ich bin in **burg daheim!“

Durch die Seele des Königs zuckte es wie ein lichter Strahl, er hob eine Sekunde lang das Auge gegen den Himmel, als ob er dankbar hoffte, daß ihm nun das erflehte Zeichen zu teil werden würde.

„Der Ort hat jetzt eine düstere Berühmtheit erlangt,“ sagte er mit möglichster Ruhe.

„Sie meinen wegen des Mordes an dem jungen Ziegler? entgegnete der Fremde; „die Sache hat viel Aufsehen erregt wegen der eigenartigen Nebenumstände der blutigen Tat, und weil sie Familien betrifft, die zu den angesehensten des Landes gehören.“

„Haben Sie Ziegler gekannt?“

„Gewiß, wir waren Duzfreunde. Er war ein lustiger Junge, der es verstand, mit Manier etwas draufgehen zu lassen und mit dem ich manche unzählbare Nacht durchlebt habe. 's ist schade um ihn, daß er wegen einer solchen Dummheit das Leben lassen mußte. Hoffentlich geht es seinem Mörder gleichfalls an den Kragen. Das Todesurteil liegt jetzt, wie Sie wohl auch wissen, dem Könige zur Bestätigung vor, und der muß es genehmigen, schon der betroffenen Familien halber.“

„Meinen Sie?“

Der Fremde sah ihn fast verwundert an bei der kurzen Frage, dann sprach er:

„Das ist wohl zweifellos, denn wenn ein mit solcher Kaltblütigkeit und Raffiniertheit begangener Totschlag nicht mit dem Leben des Mörders gebüßt wird, dann heißt das geradezu die Verbrecher im Lande züchten.“

„Sollte der König nicht auch die Beweggründe zu diesem Totschlag in Betracht ziehen?“

„Was wollen Sie? — Was hat dann Ziegler so Schlimmes getan? — Daß er dem Frauenzimmer schön tat und ihr von Liebe vorschwatzte, ist doch wahrlich kein Verbrechen, und daß die Gans die Sache zuletzt so tragisch auffaßte und ins Wasser ging, ist doch nicht seine Schuld. Das hätten andere vor ihr auch tun können — sie war die erste nicht!“

Der König fühlte, wie heißer Ingrimm in seinem Herzen aufstieg, und wie die Erregung ihm das Blut schneller durch die Adern trieb. Hatte nicht auch Mephistopheles den verzweiflungsvollen Vorwürfen Fausts mit teuflischem Eynismus erwidert: „Sie ist die erste nicht!“ In seiner Seele klang das Wort Fausts nach: „O Jammer, Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elends versank, daß nicht das erste genugtat für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnot vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser einzigen —“ Seinen Gedankengang unterbrach die monotone, näselnde Stimme des Fremden, der, da er keine Aeußerung seines Signachbars vernahm, fortfuhr:

„Du mein Gott! Sie sind auch ein junger Mann und wissen so gut wie ich, wie's gemacht wird! Da gefällt uns so ein Lärvochen, wenn es uns so sauber und unschuldig ansieht, man wirft ein paar Schmeicheleien hin, das dumme Ding nimmts für bare Münze und zahlt dafür mit Küffen. Dann wird man allmählich kühner und feuriger, dabei entschlüpft einem wohl auch etwas wie von „Heiratenwollen, sobald die Umstände es erlauben“, und die Gans geht liebesduselig in die Falle. Ihre

eigene Dummheit und Leichtgläubigkeit wird ihr zum Verhängnis — der andere hat keine Schuld. Solche Geschichten haben Sie gewiß selber schon erlebt, na, und mir sind sie auch nichts Neues, und wenn jedes Frauenzimmer darüber ins Wasser gehen und jeder Vater gleich mit dem Hammer dreinschlagen wollte, wär' gar kein Ende mehr mit Mord und Selbstmord!"

Der König fühlte, wie ihm die heiße Blut nach den Schläfen stieg und wie es darin klopfte und hämmerte, der Fremde aber war offenbar an ein Thema gekommen, das er mit Behagen behandelte; er sprach weiter:

„Wo ich hinkomme und ein hübsches Gesicht finde, da kann ich's nicht lassen, da bin ich wie der leidenschaftliche Vogelfsteller, der nicht vom Plaze geht, bevor er nicht das Vöglein gefangen hat. Und meine Mittel erlauben mir solch ein lustiges Bummeln. Da sitze ich nun seit zwei Tagen in diesem Neste, bloß weil ich gleich in der ersten Stunde ein Lärvchen entdeckt habe, so bildsauer und so unschuldigdumm, daß ich mich gleich nach dem weiteren erkundigt habe; sie ist die Tochter eines Seilers, der ein krankes Weib hat und nicht in den besten Verhältnissen lebt. Das Mädchen ist vor kurzem mit ihrem kleinsten Bruder in den Park gegangen und das hat mich eigentlich hereingelockt; vielleicht haben Sie das Frauenzimmerchen auch gesehen — helles Kattunkleid, dunkles gestreiftes Schürzchen — —“

Der König war aufgesprungen, sein Gesicht glühte, seine Augen flammten, und mit mühsam beherrschter Stimme sagte er:

„Herr, unterstehen Sie sich nicht, den Weg jenes Mädchens zu kreuzen — Sie sind ein Schurke!“

Da sprang auch der andere zornrot von seinem Sitze empor und trat frech und trotzig dicht vor den Fürsten:

„Dafür verlange ich Genugthuung! Wer sind Sie, daß Sie mir das sagen?“

Da richtete sich der junge Herrscher hoch auf, seine Augen ruhten groß und fest auf dem andern, und mit Würde und Wucht sprach er das Wort:

„Ich bin der König!“

Da knickte der Fremde zusammen, gebeugt, mit entblößtem Haupte stand er vor seinem Fürsten, der aber wies mit seiner ausgestreckten Rechten abwärts nach dem Gittertor des Parks, und scheu schlich der andere davon.

Tief atmete der König auf, warf einen dankenden Blick empor nach dem Himmel und schritt langsam und aufrecht durch den Buchengang nach

dem Schlosse. Als er in die Nähe der Blutbuche kam, hörte er noch einmal das silberne Mädchenlachen, und durch die grünen Blätter der Büsche schimmerte das lichte Kattunkleidchen. Da blieb er einen Augenblick stehen und sagte leise vor sich hin:

„Heute bin ich dein Schutzgeist gewesen, du aber sollst der des unseligen Johann Richter sein!“

Und er ging weiter, vorüber an dem Posten, welcher unter das Gewehr rief, hinauf nach seinem Arbeitszimmer.

Hier nahm er das Todesurteil für Johann Richter und riß es mitten durch.

Und seine Seele wurde ruhig.

❖❖❖

Vermischtes.

Zu unsern Bildern. „Seifenblasen.“ Glückliche Kindheit, die selbstvergessen sich ergötzen kann an dem Spiel farbenschillernder Seifenblasen! Was verschlägt es, wenn eines der lustigen Gebilde platzt, man sendet ein anderes in die Luft und mit demselben Gleichmut, ja mit Gelächter sieht man auch dieses wie ein schönes Traumbild zerfließen. Schnell genug naht aber die Zeit, da aus dem Kinderspiel bitterer Ernst und Wirklichkeit wird, was vorher bloß Symbol war. So viele der schönsten Glücksträume erweisen sich als buntglänzende Seifenblasen und zerstieben wie diese. Aber wie ganz anders als früher stellt sich jetzt das Menschenkind zu dem Verluste seiner Seifenblasen! Wie sträubt es sich dagegen, sie nur als solche anzuerkennen. Aber unerbittlich läßt die grausame Wirklichkeit eine der farbenprächtigen schillernden Blasen nach der andern plazen. Wie wir uns auch winden und krümmen, ob sich uns das Herz noch so schmerzhaft dabei krampft, der beste Teil unseres gehofften Glückes erzeigt sich als bloße Träume — Seifenblasen. — Das Glück zweier verbundener junger Herzen scheint auf lange Jahre fest gegründet, unzerstörbar, da tritt plötzlich der Tod dazwischen und an Stelle höchster Seligkeit ist tiefftes Leid. Fröhlich hat einst die Jungfrau das Elternhaus verlassen, um dem Gatten zu folgen, auf dessen Dasein künftig ihr eigenes ruhen sollte. Gebrochen kehrt das junge Weib über die Schwelle des Elternhauses zurück. Wie vielen, die vom Glück und den Menschen verlassen, bleibt wenigstens ein Rettungsanker, an dem die vom Sturme des Lebens hin und hergeworfene Unglückliche sich halten kann, wo sie einzig Verständnis und Trost findet. Sie weiß „all deinen Schmerz stillt's Mutterherz.“

Und seltsam, wunderbar ist das Menschenherz. Nach tausend und abertausend Enttäuschungen, in der Nacht des tiefsten Unglücks klammert sie sich an ein helles Fünklein, richtet sich daran empor zu neuer Stärke, neuem Leben. Was wäre das Menschenherz ohne die Hoffnung! Sie ist das Labfal, der Stab, das Leben aller gedrückten Seelen. Trefflich hat der berühmte Maler Gabriel Max ihr Wesen, das gern mit frommem Glauben gepaart ist, in seiner Allegorie getroffen.